

Verlag Bibliothek der Provinz

Walter Bernhard
AM FUSS DER JAKOBSLEITER
Roman

*herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff*

ISBN 978-3-99028-673-9

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: David Lipp „Bergsteiger“

WIEN 
KULTUR

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



Walter Bernhard

AM FUSS DER JAKOBSLEITER

Roman

INHALT

Prolog	7
Ein dreigeschossiges Haus	10
Besuch bei Hugo Hummel	23
Ein Brief aus Schweden	32
Familientreffen in Kaisersteinbruch	40
Erlebnisse mit Bürokraten	51
Überraschungen am Augarten	64
Krautmanns Bericht	73
Die Leidenschaft des Kochkünstlers	85
Ifkovits lernt etwas Schwedisch	91
Auflauf in der Malzgasse	99
Ende einer Vernissage	113
Gulasch bei Rudi Smrz	123
Felix Gumpold macht neue Erfahrungen	132
Eheleben in Großhöniggraben	141
Amélie	153
Umberto und die Polizei	166
Gumpolds Mutmaßungen	175
Donaupark bei Nacht	181
Rothschedl und die Feuerwehr	188
Umberto verfolgt eine Spur	201
Peter und Johan	209
Umberto und Gunilla	217
Lars Södergren und der Allasch	225
Ein Arbeitessen und seine Folgen	232
Mancherlei Rosenkreuzer	242
Cembalo und Kig Ha Farz	253
Die Hummel-Mission	263
Virtueller Hummelschwarm	275
Der Nachhall des Meisters	286
Erkenntnisse im Unfallspital	298

Mutwillige Zeitreise	307
Kleiner Zwist im Hurry-Curry	316
Schock am Donaukanal	324
Unruhe im Kommissariat	331
Die Fahrt nach Tumba	339
Malheur im Keller und filosofi am Buffet	349
Rothschedl in Bedrängnis	356
Showdown in Hornstein	367
Sackgasse	378
Auf dem Berge	387
Epilog	398

PROLOG

„Wenn du dich schon in eine solche Hütte verkriechst, dann könntest du zumindest darüber nachdenken, was aus dir werden soll“, sagte der Alte leise. „Die gotische Grammatik ist ja kein Lebensinhalt.“

Er lag auf meinem Bett und rang nach Luft. Lange würde er es nicht mehr machen. Und was er da über die Grammatik sagte, war ja auch meine Meinung. Auch wenn ich es auf dem Gebiet schon sehr weit gebracht hatte. Alle Welt wandte sich an mich, wenn sie etwas über die Wulfila-Bibel und die wenigen anderen Zeugnisse der altgermanischen Sprachen wissen wollte. Aber nun gab es da nicht mehr viel zu forschen.

Bin ich ein besserer Mensch geworden, seit ich mich mit Sprachwissenschaft beschäftige, fragte ich mich. Habe ich mehr Erkenntnisse über mich und über die Welt gewonnen? Die Antwort war: Ja – aber dann kam das große Aber. Wenn ich von lauter Ignoranten umgeben bin, nützen mir meine Erkenntnisse auch nichts. Die Welt wird nicht klüger, wenn es mir bessergeht.

Ich musste laut gedacht haben, denn der Alte sagte plötzlich, „Hast du schon etwas von der Jakobsleiter gehört? Du musst da hochklettern und die anderen mitnehmen.“

Natürlich kannte ich den Mythos der Jakobsleiter, auf der die Engel auf- und absteigen. Aber wer waren die Anderen?

„Such dir ein paar Menschen, führe sie zusammen, schärfe ihren Geist und sage ihnen, sie sollen mit dir gehen“, schnaufte der Alte. Wo soll ich sie suchen, und welche Menschen sollen das sein? Allmählich ging mir der Alte auf die Nerven.

Ich hätte ihn gar nicht hereinlassen sollen, als er vor zwei Tagen an meine Tür klopfte. Aber er sah so erbärmlich aus, und er sagte damals: „Ich bin schon so lange

unterwegs, und jetzt bin ich endlich bei dir angekommen.“ Auf die Frage, was er gerade bei mir wollte, erhielt ich keine Antwort, er brummte nur, dass er hungrig sei. Also gab ich etwas von meinem Nachtmahl ab. Als ich sah, wie seine Beine zitterten, sagte ich, er solle sich eine Weile auf mein Bett legen. Von dem ist er nicht wieder aufgestanden, außer um seine Notdurft zu verrichten, und auch da musste ich ihn stützen. Ich erzählte ihm von mir, von meiner Arbeit, warum ich mich vor den Menschen in diese Hütte zurückgezogen hatte. Er verstand das alles, zumindest nickte er immer wieder.

Ich schlief auf dem Boden, sehr unruhig, weil sein Atem rasselte und er immer wieder hinausmusste. Und dann erzählte er mir mitten in der Nacht, dass er schon auf dem Berge oben gewesen sei und hinübergeblickt habe. Ich verstand nicht, was er damit meinte.

Statt auf meine Frage zu antworten, sagte er: „Geh durch die Wälder, und du wirst die Menschen finden. Mach dich auf den Weg nach Norden. Lass dich nicht beirren. Wenn du sie gefunden hast, lass sie nicht mehr los. Mach ihre Herzen und Hirne geschmeidig. Binde sie an dich – nur gemeinsam werdet ihr emporsteigen können. Am Anfang werden sie dich beschimpfen und vor dir flüchten, aber am Ende sind sie dir ewig dankbar. Du wirst ihre einzige Hoffnung sein, auch wenn sie das nicht wahrhaben wollen.“

Der Schweiß stand ihm auf der Stirne, sein Atem ging noch schwerer. Er hatte hohes Fieber. Ich fragte ihn, ob ich einen Arzt holen solle. Er schüttelte langsam den Kopf. „Ich bin schon angekommen“, flüsterte er. Ich ließ es dabei bewenden und saß eine Weile neben ihm. Er murmelte irgendetwas, aber es war als ob er nach innen redete; ich verstand ihn nicht mehr und legte mich auf mein hartes Lager, um ein bisschen zu schlafen; bisher hatte ich nicht viel Gelegenheit dazu gehabt.

Als ich nach ein paar Stunden aufwachte und nach ihm sah, merkte ich, dass sein Leiden ein Ende gefunden hatte.

Ganz friedlich sah er aus. Ich ging vors Haus und überlegte, was nun zu tun sei. Auf meinem Bett wollte ich ihn nicht liegen lassen. Jemanden holen wollte ich auch nicht, das hätte nur mehr Probleme gebracht.

Also ging ich ein Stück in den Wald und suchte eine geeignete Stelle. Eine Schaufel war ja in der Hütte vorhanden. Mit ihr grub ich ein tiefes Loch, holte den Alten aus der Hütte, schleppte ihn auf der Schulter zu der Grube und ließ ihn sanft hineingleiten. Als er da unten lag, fast lächelnd, sagte ich: „Ich danke dir, mein Alter.“

Dann füllte ich die Grube wieder mit dem Aushub und verdeckte die Stelle mit dem trockenen Laub, das hier reichlich lag. Zwei Zweige lehnte ich an seinem Kopfende aneinander, als Zeichen der Erinnerung. Am Abend beschloss ich, zu der Wanderung in den Norden aufzubrechen. In der Nacht gab es ein heftiges Gewitter.

Bevor ich mich tags darauf in den nächsten Ort aufmachte, um ein paar Sachen für die Reise einzukaufen, sah ich nach dem Grab. Ich musste mich dabei aber verlaufen haben, denn ich fand die Zweige nicht mehr, so sehr ich sie auch suchte. Wahrscheinlich hatte ein Tier sie umgeworfen, oder der nächtliche Sturm hatte sie verblasen. Es war, als sei der Alte niemals dagewesen. Nur der Stock, auf den er sich gestützt hatte, lehnte noch neben der Hütten-tür. Ich beschloss, ihn mit mir zu nehmen, aber als ich am zweiten Tag meiner Wanderung am Farias von einer Rast aufbrach, vergaß ich ihn. Vielleicht liegt er noch dort am Ufer.

Nach zwei Wochen verblasste die Erinnerung an den Alten, und nach einer weiteren Woche war ich nicht mehr sicher, ob es ihn überhaupt jemals gegeben hatte. Aber auf der Suche nach den Menschen bin ich noch immer. Ob der Alte existiert hat oder nicht, er hat meinem Leben eine neue Richtung gegeben.

EIN DREIGESCHOSSIGES HAUS

Clara Merz rief ihre drei Hunde zusammen; es war Zeit sie zu füttern. Die drei Chihuahuas, die sonst nicht immer auf Zuruf reagierten, waren dank ihrer biologischen Uhr nun sofort zur Stelle; sonst wäre gar nicht so einfach gewesen, sie aufzufinden, denn das Gras im Garten stand bereits einen halben Meter hoch und ließ damit auch keinen optischen Kontakt mehr zu den winzigen Hunden zu, die zwischen der etwas angerosteten Hollywoodschaukel und dem grün bemoosten Gartenhäuschen umhertollten. Immerhin hatte Clara in der letzten Zeit sämtliche Durchschlupfe in den Zäunen geortet und mit Schnüren zu geflochten, so dass Speedy, Farrah und Koko zumindest für die nächsten Tage innerhalb des quadratischen Grundstücks zu vermuten waren. Bevor die Einfriedungen abgedichtet worden waren, stand nicht immer fest, dass sie überhaupt regelmäßig und vollzählig versammelt werden konnten.

Speedy war vorzugsweise in die Wohnhausanlage links entflohen und durchstreifte nicht nur deren Grünflächen, sondern begab sich auch in die Treppenhäuser und nach Möglichkeit auch in Wohnungen, wenn deren Eingangstüren offenstanden. Sie wurde bereits dreimal von einem älteren Herrn zurückgestellt, der – zum Unterschied von anderen Bewohnern der Anlage – Verständnis für das Kleintier aufbrachte und den Hund schon unter seinem Wohnzimmersofa, auf dem Kellerabgang und eingeklemmt zwischen einem Mülleimer und einem heruntergefallenen Pappkarton mit Fernsehzeitingen des letzten halben Jahres vorgefunden hatte. Das jämmerliche Gewinsel hatte auch weniger wohlmeinende Personen auf den Plan gerufen, und Hugo Hummel, so hieß der Mann, war gerade noch zurechtgekommen, um einen zwölfjährigen Knaben zu verscheuchen, der mit zunehmender Treffsicherheit den hilflos gefangenen Hund als Zielscheibe für Kieselsteinwürfe verwendet hatte.

Farrah war der einzige der drei eigentlich weiblichen Hunde, deren Name einen vagen Rückschluss auf ihr Geschlecht zuließ. Sie hatte sich für ihre Exkursionen ein noch problematischeres Areal ausgesucht. Zwei Grundstücke rechts von Claras Garten befand sich zu dieser Zeit ein Sportplatz, der mit hohen Gittern und nahezu völlig die Sicht abdeckenden Verkleidungen umgeben war und der nordkoreanischen Botschaft gehörte. Bis auf ein winziges Loch in einer dieser Kunststoffplatten war das Gelände daher undurchdringlich. Obwohl Farrah als der dümmste der Hunde angesehen werden musste, hatte sie schon mehrmals den dazwischenliegenden, wenig benutzten Hausgarten durchquert und war durch dieses Loch auf exterritoriales Gebiet vorgedrungen. Einmal wurde der Hund von einem koreanischen Ballspieler ohne viel Aufhebens gepackt und über den drei Meter hohen Zaun geworfen; ein Oleanderstrauch hatte damals den unmittelbaren Aufschlag auf den Waschbetonplatten hinter der Villa des Nachbarn von Clara Merz verhindert. Farrah war trotz einiger Prellungen noch nach Hause gehinkt und musste zum Tierarzt gebracht werden.

Leider hatte sie dieses Erlebnis nicht davon abgehalten, eine weitere Exkursion in die fernöstliche Exklave zu unternehmen. Dort wurde sie von einem Angestellten der Botschaft aufgegriffen und in die Amtsräume des nahen Botschaftsgebäudes verfrachtet. Die Hilfskraft, die des Deutschen mächtig war und offenbar auch einen Zugang zu den administrativen Strukturen der Stadt Wien hatte, informierte sich an Hand der Hundemarke über die Eigentumsverhältnisse des Tieres und verständigte den Geschäftsträger Nordkoreas in Österreich von dem Vorfall. Clara Merz, die trotz mehrerer Affichen in der Umgebung einige Tage später noch immer nichts von Farrah gehört und die Hoffnung auf ein Wiedersehen schon aufgegeben hatte, erhielt zwei Wochen nach dem Verschwinden des Hundes einen Anruf des österreichischen Außenministeriums. Es meldete sich ein Legationsrat Aurel Kottulinsky

mit der Frage, ob ihr ein Hund abhandengekommen sei, und teilte mit hörbarem Amüsenment mit, das Tier befinde sich mittlerweile in Nordkorea. Auf Clara vermochte diese Aussage keine erheiternde Wirkung auszuüben; sie forderte den Diplomaten in barschem Tonfall auf, sich deutlicher auszudrücken, worauf bei diesem auch telefonisch wahrnehmbar Ernüchterung eintrat; sie solle sich, so erläuterte er den Grund seines Anrufs, bei Herrn Cho Yong Choong in der Botschaft melden und könne sich dort ihren Hund abholen.

Clara war damals bereits im Ruhestand, führte aber als ehemalige Lehrerin für Deutsch und Fremdsprachen den Nachhilfeunterricht fort, den sie auch vorher neben ihrer regulären Lehrtätigkeit an einer berufsbildenden Schule gegeben hatte, und baute ihn nach ihrer Pensionierung sogar noch aus, zumal sie nicht nur in ihren eigentlichen Fächern tätig war, sondern auch in einer Reihe weiterer Unterrichtsgegenstände und außerdem auch bei Kindern mit Lese- und Rechtschreibschwächen allgemeiner Art. Daher befanden sich andauernd Schüler aller Altersgruppen und mit verschiedensten Lernstörungen bei ihr zu Hause; ihr Ruf als nicht eben billige, aber höchst erfolgreiche Therapeutin bei kindlichen Schwächen aller Art hatte sich so weit verbreitet, dass sie nur in Randbereichen ihres Terminkalenders Herr über ihre Zeit war.

Eben jetzt saß ein Zwölfjähriger an ihrem Wohnzimmertisch und kaute an einem Filzstift, mit dem er auftragsgemäß aus einigen vorgegebenen Begriffen eine Kurzgeschichte konstruieren sollte. Clara hielt diese Art von literarischer Betätigung grundsätzlich für schwachsinnig; da sie sich aber, wie sie das immer tat, vor Beginn der pädagogischen Therapie bei dem Lehrer erkundigt hatte, welche Anforderungen dieser bei den nächsten Schularbeiten an seine Schüler zu stellen gedenke, stimmte sie unter Zähneknirschen ihr Nachhilfeprogramm auch nun auf die, wenn schon von ihr nicht nachvollziehbaren, so doch mit einiger Sicherheit zielführendsten, weil mit den Launen der

Lehrperson kompatiblen Inhalte ab. Bei dem aktuellen Schüler war aber, wie schon die bisherigen Einheiten hatten vermuten lassen, jeder didaktische Aufwand vertan. Das Kind hatte sich offenbar bereits auf andere Kommunikationsformen als solche des schriftlichen Ausdrucks festgelegt; es betrieb, wie Clara von seiner Mutter erfahren hatte, bei seinen Jahrgangskollegen einen schwunghaften Handel mit dubiosen Computerprogrammen, die nach Auffassung der Mutter (die ihrerseits Lehrerin für Geschichte und Politische Bildung war) nicht immer altersgemäße Themen behandelten und auch des kulturellen Anspruchsniveaus ermangelten. Da Clara von der dadurch dokumentierten prinzipiellen Lebenstüchtigkeit des hier an ihrem Tische sitzenden Knaben überzeugt war, andererseits aber große Zweifel an der Sinnhaftigkeit der akuten Aufsatzübung und – wegen des grundsätzlichen inneren Widerstandes ihres Adepten gegen Didaktisches aller Art – auch an der generellen Wahrscheinlichkeit eines positiven Semesterabschlusses hatte, brach sie aus Anlass des ministeriellen Telefonats nicht nur die aktuelle Lektion ab, sondern rief gleich die Mutter an und meldete ihr in einigen kurzen und unmissverständlichen Sätzen die Aussichtslosigkeit der pädagogischen Klempnerei an ihrem Sohne.

Sie ließ einige Minuten lang die Beschimpfungen der Mutter, welche nun die gesamte Misere Clara anlastete, über sich ergehen – das heißt, sie hielt den Hörer zwischen Ohr und Schulter eingeklemmt und zog einstweilen ihre Schuhe und ihre Jacke an, gab dem Knaben, der mit freudiger Überraschung das Ende der Schinderei zur Kenntnis nahm, das Honorar für die nicht abgeschlossene Stunde zurück, komplimentierte ihn hinaus, klebte einen Zettel mit einer Kurznachricht für ihre Tochter an die Eingangstür, stellte den verbliebenen Hunden eine Schüssel mit Wasser bereit und begab sich zur nordkoreanischen Botschaft.

Es war zunächst nicht möglich, zu Herrn Cho Yong Choong vorzudringen, weil die Person am Eingang der Botschaft kaum Deutsch verstand. Vor allem hatte Clara

aber in der Eile vergessen, einen Ausweis mitzubringen, und wurde schon deshalb nicht weiter vorgelassen. Clara, die eine Abneigung gegen Mobiltelefone hatte, versuchte nun von einer nahe gelegenen Fernsprechkabine ihre Tochter Emilia zu erreichen, die indessen schon nach Hause gekommen sein musste. Emilia, die zum Unterschied von ihrer Schwester Margarete einen umgänglichen Charakter hatte, war tatsächlich schon von ihrem Seminar im Germanistischen Institut der Universität zurückgekehrt und suchte nun Claras Reisepass. Das war deshalb schwierig, weil Clara ihre Wohnung als Gesamtkunstwerk betrachtete und alle Gegenstände, die sich darin befanden, als dessen Elemente in einer Weise anordnete, die niemand sonst verstand, auch Emilia nicht, obwohl sie schon seit dreiundzwanzig Jahren im selben Haushalt lebte. Der Pass fand sich endlich doch in einer Büchse auf dem Klavier zwischen zwei Teddybären und einem broschierten Lehrgang „Isländisch für Anfänger“.

Emilia füllte die Wasserschüssel für Speedy und Koko nach und eilte ihrer Mutter nach, die vor der Botschaft auf sie wartete; gemeinsam betraten sie neuerlich das Gebäude. Zum Unterschied von ihrer Mutter hatte Emilia ihren Führerschein mit und durfte daher ebenfalls in die Eingangshalle. Nach mehreren Telefonaten erschien Herr Cho Yong Choong mit einem Korb und der sichtlich unbeschädigten Farrah darin; zumindest physisch schien ihr der Aufenthalt in Nordkorea, wie Aurel Kottulinsky gescherzt hatte, bekommen zu sein. Herr Cho lachte freundlich, äußerte in halbwegs verständlichem Deutsch, dass er es bedauere, den Hund wieder hergeben zu müssen, und überreichte den beiden Damen eine Broschüre in inferiorer Druckqualität, die die offizielle Lebensgeschichte des nordkoreanischen Präsidenten enthielt. Nach einer nochmaligen Besichtigung der Dokumente hielt er Clara einen Zettel hin und ersuchte sie, die „Bestätigung Hund“ mit ihrem Namen und ihrer Adresse zu versehen und gegenzuzeichnen. Was sollte Clara also anderes tun, als das

Papier zu unterfertigen, auch wenn es auf Koreanisch abgefasst war. In völliger Ungewissheit darüber, was sie unterschrieben hatte, verließ Clara mit Tochter und Hund die Botschaft; Herr Cho konnte oder wollte keine Kopie des Schriftstückes herstellen.

Koko, der dritte Hund, war erst drei Monate alt. Außer einem Ausflug auf die Gasse vor dem Haus, der die Schnellbremsung eines Radfahrers und dessen Sturz auf den Randstein zur Folge hatte, war bei ihm (oder eigentlich ihr) noch nichts Gravierendes vorgefallen. Der Radfahrer konnte mit einigen Heftpflastern und einer Tasse grünen Tees besänftigt werden und hinterließ seine Telefonnummer für den Fall, dass Clara einmal einen Fachmann für Zierfische benötigen sollte; er sei Aquarianer, wie er das nannte, und leite einen einschlägigen Verein. Da Clara zwar für alles Neue aufgeschlossen war, aber in ihrem Hause keinen freien Platz mehr für ein Aquarium hatte, entließ sie den Fischfachmann und beschloss, die Umzäunung ihres Gartengevierts auf Durchlässigkeit zu prüfen.

Claras Haus und Garten waren in ihrem derzeitigen Zustand das Ergebnis konträrer Prinzipien. Ihre Eltern hatten es in der Nachkriegszeit nach rein sachlichen Gesichtspunkten bauen lassen. Es hatte die Gestalt eines genauen Würfels, verfügte über drei Geschosse und auf drei Seiten zwei gleich große Fenster in jedem Stockwerk. Die Eingangstür war der einzige Bruch in diesem System, aber irgendwie musste man ja in das Haus hinein. Das Dach war flach und häufig undicht; für eine Generalsanierung war kein Geld vorhanden. Die Hoffnung, es mit den Erlösen aus dem Nachhilfeunterricht reparieren zu lassen, war trügerisch, wie Clara wusste. Sie brauchte alles, was sie erübrigen konnte, für ihre Tochter Margarete, die im obersten Stockwerk wohnte. Emilia gehörte das mittlere Geschoss, Clara selbst war im Parterre zu Hause. Die Väter der beiden jungen Damen lebten seit geraumer Zeit in Amerika und in Schweden und zeigten keinerlei Interesse an Kontakten mit Clara oder ihren Kindern. Anfängliche

Versuche von Emilia, ihren Vater zu besuchen, liefen sich schon bald tot.

Margarete, die den Familiennamen ihres Vaters trug, war an ihrem Erzeuger überhaupt nicht interessiert und hatte auch nie irgendwelche Zuwendungen von ihm erhalten; dies war umso bedauerlicher, als Margarete im Gegensatz zu ihrer Schwester keine Anstalten machte, die finanzielle Abhängigkeit von ihrer Mutter zu beenden und einen Brotberuf zu ergreifen. Sie verbrachte ihre Zeit damit, Pläne für die Umwandlung der westlichen Staaten in Gemeinschaften zu entwickeln, die nach dem Prinzip eines anarchischen Urkommunismus funktionieren sollten. Ihr Dachgeschoss spiegelte dieses Bestreben wider und sah aus wie das Büro eines kolumbianischen Guerillaführers; ein Gummibaum, der keine Grenzen kannte, wuchs kreuz und quer durchs Zimmer. Es war ihr völlig gleichgültig, dass sie wegen der Löcher in der Dachhaut immer mehrere Gefäße im Zimmer aufstellen musste, die das Regenwasser auffingen; sie entleerte die Eimer über die Fenster, ohne Rücksicht darauf, ob sich jemand im Garten befand oder nicht; meist ergoss sich der Überlauf ohnedies nur über einen der Hunde. Da der Urkommunismus nur auf internationaler Ebene herzustellen war, beliefen sich die Telefonrechnungen stets auf mehrstellige Beträge und belasteten Claras Budget aufs Äußerste. Claras Versuche, diesen Posten auf ein ihrer Meinung nach vertretbares Maß zu reduzieren, scheiterten an Margaretes Unerbittlichkeit einerseits, was ihre revolutionäre Sendung betraf, und andererseits Clara gegenüber, die sie in solchen Fällen als faschistischreaktionäres Überbleibsel beschimpfte und ihr Zitate aus den Schriften von Tommaso Campanella und Michail Bakunin an den Kopf warf. Clara hatte es bisher nicht übers Herz gebracht, Margarete aus dem Hause zu jagen, zumal diese nach ihren Aussagen das Studium der Soziologie und Geschichte bald beendet haben würde, auch wenn sie, wie sie sagte, das dort erworbene Wissen zum Aufbau der Kommune in keiner Weise verwerten könne.

Da Clara allerdings mittlerweile große Zweifel am Studienfortgang ihrer Tochter hegte, beschloss sie, einen befreundeten Universitätsprofessor zu bitten, ihr Informationen über den aktuellen Stand bei der Studierenden Margarete Kaltenecker zu beschaffen, und von diesen Auskünften die weitere Versorgung ihrer Tochter abhängig zu machen. Hier musste freilich sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, denn wenn Margarete von solchen Aktivitäten Wind bekommen hätte, wäre der mühsam aufrechterhaltene Hausfriede auf Dauer dahingewesen. Margarete hatte anlässlich eines ähnlichen Vorfalles früher schon eine Truppe bärtiger Freunde in die Wohnung geholt und sie zur Unterstützung ihrer Argumente mit der Mutter konfrontiert.

Man sollte nun nicht meinen, dass Clara besonders ängstlich gewesen oder grundsätzlich Auseinandersetzungen aus dem Wege gegangen wäre. Bei den Kommunarden war es ihr gelungen, sie mit massiven Gegenargumenten und mit einer Kaffeejause so weit zu beruhigen, dass die Truppe milde gestimmt abzog und sich zu Margaretens Ärger sogar ausdrücklich für die Bewirtung bedankte. Einer der studentischen Revolutionäre, Rudi Smrz mit Namen, war obendrein vor mehreren Jahren mit Hilfe von Claras Nachhilfestunden durch die Reifeprüfung bugsiert worden, ein Umstand, von dem Margarete nichts gewusst hatte und der sich zur Rundum-Überraschung erst beim Kaffee herausstellte; Rudi hatte sich dabei überhaupt jeglicher Beiträge zu Margaretens Unterstützung enthalten, noch dazu Freundschaft mit dem Hunde Speedy geschlossen und auch ein paar Worte mit der zufällig anwesenden Emilia gewechselt, die ihn ganz nett fand, und wurde von Margarete von diesem Zeitpunkt an als Defätist eingestuft. Der Ausdruck „ganz nett“ erzeugte in Margarete einen Schauer, der ihr die Nackenhaare aufstellte; einen weiteren Aufklärungsversuch innerhalb ihrer Familie unternahm sie nicht mehr.

Zum Unterschied von der geometrischen Grundgestalt des Hauses und auch des Gartens, der genau zwanzig mal

zwanzig Meter maß, entzog sich die Ausstattung des Anwesens jeder Kurzdefinition. Vor allem Claras Wohnung, die wie jedes der Geschosse eine Grundfläche von vierundsechzig Quadratmetern hatte, war mit Tausenden von Dingen vollgeräumt, die sich auch kaum in Gattungen ordnen und auch jeden Bezug zur Grundwidmung einzelner Räume vermissen ließen. Die Küche etwa verdiente ihren Namen kaum; es befand sich zwar ein Elektroherd darin, aber das Kaffeebrühgerät stand im Badezimmer, weil dort zum Zeitpunkt der Anschaffung gerade ein Platz frei war; die Teller waren in einem Wohnzimmerschrank untergebracht, aber auch nicht alle, denn in diesem Möbelstück waren bereits mehrere Fächer von Klavierauszügen, Werken über Legasthenie und Hundefutterdosen besetzt. Zahllose Teddybären in allen Farben saßen auf dem Fußboden und auf den Möbeln; manche konnten elektrisch beleuchtet werden, andere mussten allabendlich ins Wohnzimmer übersiedeln, weil sie tagsüber auf Claras Bett residierten. Die Türen konnten nicht geschlossen werden, weil auf den Schwellen Literatur gestapelt war, die Clara für ihre Dissertation brauchte. Sie hatte zwar seinerzeit das Lehramtsstudium vollendet, hatte aber weder Zeit noch die finanziellen Mittel gehabt, das Studium bis zum Doktorat weiterzuführen. Das sollte jetzt nachgeholt werden. Sie beschäftigte sich mit Übersetzungstechniken und war davon überzeugt, dass ein Großteil der Missverständnisse zwischen Menschen und zwischen Staaten nur auf mangelhafte Übersetzungen zurückzuführen sei. Allerdings fasste sie den Begriff der Übersetzung weiter als üblich; es bedürfe auch der Übersetzung von Aussagen innerhalb einer Sprache, eine Auffassung, die sie besonders nach ihren allwöchentlichen Familientreffen bestätigt fand.

Ihre Doktorarbeit freilich behandelte eine Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche. Professor Jean Straeuble war ihr Betreuer auf der Universität; seine Gattin war früher eine Lehrerkollegin von Clara gewesen, und aus dieser Zeit stammte auch die persönliche Freundschaft, die

sie mit Martina und Jean Straeuble verband (und die Clara auch ermutigte, den Herrn Professor um Auskunft über den Studienfortschritt ihrer Tochter zu ersuchen). Jean Straeuble stammte aus Neewiller-près-Lauterbourg, einem elsässischen Nest in Rheinnähe, und hatte seine Frau bei einem Seminar in Straßburg, wo er damals einen Lehrauftrag hatte, kennen gelernt. Seine Zweisprachigkeit prädestinierte ihn gemeinsam mit seinem Sinn für Sprachlogik für alles, was im wissenschaftlichen Feld mit Übersetzungen zu tun hatte, und er hatte Clara, als sie ihn um ein Übersetzungsthema bat, sofort mit einer ganzen Liste von Vorschlägen überschüttet. Schließlich entschied man sich in gemeinsamen Beratungen für eine erst jüngst wieder ausgegrabene Übersetzung eines länglichen Alexandrinergedichts von Alfred de Musset durch Ludwig Ganghofer; das Gedicht war von süßlichromantischem Inhalt und gehörte gewiss nicht zu den Glanzleistungen der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, aber darauf kam es ja nicht an; dass sich Ganghofer mit solchen Dingen überhaupt beschäftigt hatte, war Clara, die ihn eher als literarische Randerscheinung unter dem Aspekt Heimat-Edelkitsch gespeichert hatte, bis zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst gewesen; umso mehr begann sie sich dafür zu interessieren und hatte inzwischen schon fast hundert Blätter Makulaturpapier, von dem im Hause Merz große Mengen vorhanden waren, auf der freien Rückseite mit Textvergleichen vollgeschrieben. Allmählich rückte die Zeit heran, zu der es sinnvoll erschien, die Aufzeichnungen ins Reine zu bringen, was sich auch insofern empfahl, als der jüngste Hund Koko unlängst zehn Seiten des Manuskripts in den Garten gezerrt und dort in einer Pfütze deponiert hatte.

Clara führte deshalb Verhandlungen sowohl mit Emilia als auch mit Margarete zwecks leihweiser Überlassung eines Computers. Beide Töchter besaßen ein solches Gerät, Emilia verwendete es hauptsächlich, um ihre Seminararbeiten darauf zu schreiben; Margarete, die weltweit und

unablässig mit radikalen Zellen kommunizierte, konnte den Laptop schon deshalb nicht entbehren, und sie wurde vollends störrisch, als sie erfuhr, zu welchem Zwecke ihn ihre Mutter verwenden wollte. Für die Behandlung kleinbürgerlicher Kinkerlitzchen sei selbst der Bleistift zu schade, mit dem Clara ihre Untersuchungen bisher zu Papier gebracht habe, meinte sie, und sie solle den ganzen reaktionären Scheiß aufgeben und lieber Spanisch lernen, um ihr bei der bisher nur mangelhaften Verständigung mit einigen Gruppen des Sendero Luminoso in Peru und der FARC in Kolumbien zu helfen.

Spanisch hatte Clara ohnedies schon begonnen, weil sie vor mehreren Monaten in der Innenstadt einen Kolumbianer aufgelesen hatte, dessen Harfenspiel auf dem Graben ihr sehr gefiel. Da Clara alles, was ihr gefiel, sofort lernen wollte, hatte sie ihn eines Tages gebeten, ihr sowohl Harfe als auch Spanisch beizubringen. Er war tatsächlich ein paar Mal bei ihr daheim gewesen, man hatte einen Platz für die Aufstellung der Harfe freigelegt, und Clara beherrschte nun bereits die Grundgriffe als auch die wichtigsten spanischen Sätze, die man beim Musizieren verwenden konnte. Jorge, der manchmal seine Harfe bei Clara zurückgelassen hatte, war übrigens eines Tages ohne sein Instrument verschwunden und konnte auch mit ausführlichen Recherchen nicht mehr aufgefunden werden. Nun lehnte die Harfe unter vielen anderen Dingen am Bechsteinflügel und harrete ihres weiteren Schicksals.

Mit Emilia war da schon mehr anzufangen. Sie war nicht nur bereit, ihre Mutter an das Desktop-Gerät zu lassen, sondern ihr auch beizubringen, wie man es bediente. Clara hatte es bis zu ihrer Pensionierung vermieden, auch nur in die Nähe eines Computers zu geraten, und hätte auch jetzt lieber ihre Schreibmaschine hervorgeholt. Aber Emilia konnte sie überzeugen, dass es wesentlich einfacher sei, schon vorhandene Texte zu korrigieren und abzuändern, wenn man sich eines Computers bediente. Was Clara endlich überzeugte, war der Hinweis, man könne bei Text-

gegenüberstellungen verschiedene Schriftarten einsetzen und Fußnoten anbringen, wann und wo immer man das für richtig halte. Emilia beherrschte alle Feinheiten des Textverarbeitungssystems und überforderte ihre Mutter zu Beginn der Unterweisung damit gründlich, bis sie endlich einen didaktischen Ansatz fand, der dem vollgestopften Gehirn einer Achtundfünfzigjährigen besser gerecht wurde. Der einzige Nachteil der Zusammenarbeit mit ihr bestand darin, dass Emilia nur über einen Standcomputer verfügte und Clara somit gezwungen war, zur Reinschrift in den ersten Stock zu übersiedeln. Emilias Vorstellungen vom Wohnen unterschieden sich grundlegend von jenen ihrer Mutter. In ihren Räumen herrschte gläserne Strenge; mehr als zwei Bücher lagen außerhalb der Bibliothek nie herum; Clara fragte sich, wo Emilia ihr Eigentum aufbewahrte, denn auf den ersten Blick sah die Wohnung aus, als sei sie noch nicht bezogen. Es hingen keine Bilder an den weiß getünchten Wänden, und Clara musste bei jedem Betreten des Stockwerks ihre Versuchung überwinden, aus dem reichen Fundus des Parterres einigen Zierrat mitzubringen und zu arrangieren. Ein einziges Mal hatte sie einen zugegebenermaßen nicht sehr ansehnlichen Blumenstock auf einen der sorgfältig geputzten Glastische gestellt; am nächsten Morgen hatte sie ihn, als sie die Hunde in den Garten trieb, auf einem Regal im Vorzimmer wiedergefunden, mit einem Zettel, auf dem sie von Emilia gebeten wurde, von weiteren „Verschönerungsaktionen“ ihrer Wohnung abzusehen. „Merci, maman!“, stand am Ende der Mitteilung, was Margarete nie geschrieben hätte. Emilia bestand auch darauf, dass Clara ihre gesamten Unterlagen sowie die sonstigen mitgebrachten Gegenstände einschließlich der Kaffeetasse nach jeder Arbeits-sitzung wieder aus ihrem Zimmer entfernte und die Wohnung insgesamt völlig unversehrt und spurenfrei, wie sie das nannte, hinterließ.

Nachdem Clara also ihre Hunde mit einem Gemisch aus viel Gemüse und wenig üblichem Hundefutter ver-

sorgt hatte (zu viel Fleisch lehnten die Chihuahuas ab), nahm sie die Ganghofer-Papiere zur Hand und machte sich auf den Weg in den ersten Stock. Unterwegs würde sie am Gartentor nachsehen, ob Post gekommen sei. Es waren zwei Briefe und einige Zeitschriften. Ein Brief war an Margarete gerichtet und kam aus Kuba. Clara beachtete ihn kaum, zu oft waren Sendungen aus Ländern angekommen, in denen Revolutionen stattgefunden hatten oder bevorstanden. Der zweite Brief kam aus Schweden; er versetzte Clara in Unruhe, wobei sie im ersten Augenblick diese Alarmstimmung gar nicht einer bestimmten Ursache zuordnen konnte. Die Adresse wies einige Fehler auf: „Frau März“, stand da, mit „ä“ geschrieben und statt „Beckmannngasse“ „Bäckmannngatan“, was für einen Schweden nicht verwunderlich war; als Absender war eine Abkürzung „Avs.L.R.“ angegeben. Den Stempel konnte Clara nicht entziffern; es war aber offenbar nicht aus Linköping, von wo sie vor einiger Zeit einen merkwürdigen Briefumschlag mit Absender Peter Kaltenecker, aber ohne Inhalt bekommen hatte. Das war wohl der Grund für den leisen Schrecken gewesen; dass sich Peter noch einmal melden würde, hielt sie aber für so gut wie ausgeschlossen.

BESUCH BEI HUGO HUMMEL

Als sich Clara umwandte, um in ihr Haus zu gehen, ließ sie noch einmal, wie es ihre Gewohnheit war, ihren Blick kreisen, um sich die Normalität ihres Umfeldes zu bestätigen. Sie nahm meist nicht einmal bewusst wahr, was sich in der Beckmannngasse zutrug. Es genügte ihr, wenn das eingeprägte Bildmuster einigermaßen mit der vorhandenen Realität übereinstimmte. Sie wollte schon das Gartentor schließen, als plötzlich ihr Kontrollsystem anschlug: irgendetwas schien nicht ins gespeicherte Schema zu passen. Clara sah sich nochmals um, diesmal mit voller Aufmerksamkeit; ihr Blick erfasste am Ende der Straße eine Gestalt, die auf dem Randstein saß. Es war, wie sie bei näherem Hinsehen bemerkte, Hugo Hummel aus dem Nebenhaus, der ihr schon mehrmals Speedy zurückgebracht hatte. Dass er es war, der dort kauerte, konstatierte Clara fast mit Erleichterung, denn bei Herrn Hummel musste man immer auf ein überraschendes oder ungewöhnliches Verhalten gefasst sein.

Es war nicht ganz einfach zu beschreiben, worin er sich in seinem Umgang von anderen Menschen unterschied, aber irgendwie erweckte er sofort das Gefühl, man habe es mit einer Person zu tun, an die andere Maßstäbe angelegt werden müssten als üblich. Manche Menschen wären ihm vermutlich absichtlich ausgewichen, denn es war auf den ersten Blick zu bemerken, dass er anders war als andere; Clara gestand sich ein, dass auch sie gelegentlich ein leichter Schauer erfasste, wenn sie ihm begegnete. Sie verbat es sich dennoch, seinen Namen kalauernd mit „HuHu“ abzukürzen. Allzu viel Kontakt hatte Clara mit ihm bisher nicht gehabt, wenn man die Ereignisse mit dem Hunde beiseiteließ. Sie grüßte ihn, wenn sie ihn auf der Straße oder im Lebensmittelgeschäft sah, und wettete jedes Mal mit sich selbst, ob er den Gruß erwidern würde oder nicht. Wovon das abhing, hatte sie noch nicht feststellen können.

Einmal kam er ihr auf dem Gehsteig mit offenen Armen entgegen, schwang die Einkaufstasche, rief: „Liebe Frau Merz, wie erbaulich, Sie zu sehen!“ (er sagte tatsächlich „erbaulich“) und schüttelte ihr die Hand, als sei sie mehrere Monate im Ausland oder im Krankenhaus gewesen; ein anderes Mal ging er trotz ihres Grußes an ihr vorbei und bemerkte sie offenbar nicht, wobei er intensiv mit einem Gedankengang beschäftigt zu sein schien, bei dem kein Platz für weitere externe Reize war. Clara hatte ihm damals nachgeblickt und beobachtet, wie er die Straße überquerte, obwohl sich ein Motorrad mit einiger Geschwindigkeit näherte. Anscheinend sah er weder das Fahrzeug noch hörte er die Bremsen und die nachfolgenden Flüche des irritierten Fahrers. Er verschwand um die nächste Ecke, während der Lenker sich an Clara wandte und mangels anderer Zuhörer ihr ausführlich seine Ansicht über Menschen darlegte, die sich wie Entsprungene oder Außerirdische benähmen. Clara wollte ihn schon danach fragen, was im Besonderen er mit „Entsprungenen“ meinte, aber unterließ es dann doch, den Aufgebrachten zusätzlich zu provozieren.

Sie begann sich mit der Zeit für den sonderbaren Menschen im Nebenhaus zu interessieren, aber bis dato doch nicht so sehr, dass sie ein längeres Gespräch mit ihm gesucht hätte; sie hatte den undeutlichen Verdacht, dass sie die nähere Beschäftigung mit Hugo Hummel sehr viel Zeit kosten könnte, und die war nicht im Überfluss vorhanden. Was sie an ihm nicht mochte, war sein äußeres Erscheinungsbild. Während es Clara liebte, sich farbenfroh zu kleiden, was auf Grund ihrer Rundlichkeit nicht immer die Begeisterung ihrer Töchter hervorrief, hatte Hummel, soweit sie sich zurückerinnerte, immer denselben oder jedenfalls den gleichen undefinierbar braun-rötlichen Anzug an und die gleiche, bis zur Widerlichkeit unauffällige, gestreifte Krawatte um. In der kalten Jahreszeit kam ein ebenfalls nichtssagender grauer Hubertusmantel dazu. Wenn Clara ihre provokante Phase hatte, was gele-

gentlich vorkam, war sie versucht, ihn auf sein Äußeres mit deutlichen, von Abscheu gespeisten Worten anzusprechen; so weit war es aber noch nicht gekommen.

Hugo Hummel hatte auch jetzt wieder seinen Daueranzug an; da ihr im Augenblick der Sinn nicht nach Diskussionen stand, war ihr erster Gedanke, ihn dort an der Ecke unkommentiert sitzen zu lassen. Aber irgendetwas an der Haltung der kauernenden Figur erregte ihre Neugierde. Sie packte also die Briefe und die Zeitungen in die Mappe mit den Dissertationspapieren, atmete einmal durch und näherte sich Hugo Hummel. Als sie nur noch ein paar Schritte von ihm entfernt war, sah sie, dass er an der Stirne blutete; anscheinend hatte er sich eine Schürfwunde zugezogen. „Herr Hummel!“, sagte sie und merkte, dass es das erste Mal war, dass sie ihn mit seinem Namen angesprochen hatte. „Kann ich Ihnen helfen?“

Er wandte langsam den Kopf zu ihr und murmelte: „Sind Sie es, Frau Merz?“ Seine Augen blickten wieder durch sie hindurch, aber es fehlte ihnen der gewohnte bohrende Blick. Um Himmels willen, überkam es sie, der Mann sieht mich überhaupt nicht!

Er sei soeben an die hervorstehende Blechverkleidung eines Fenstersimses angerannt, teilte er mit, und habe sich wegen der Erschütterung gleich hier setzen müssen. „Haben Sie vielleicht ein Taschentuch?“ Clara hatte in ihrem weiten Gewande etliche Möglichkeiten, die Dinge des täglichen Bedarfs mit sich zu führen, und stets Taschentücher bei sich. Sie nahm eines heraus und tupfte das Blut ab. Dann bot sie Hugo Hummel an, ihn nach Hause zu bringen, seine Wunde zu desinfizieren und zu verbinden. Er machte zwar eine abwehrende Geste, aber ließ sich dann doch beim Aufstehen helfen und ging widerspruchslos mit zu seinem Hause. Auf diese Weise könne sie gleich einmal einen Blick in seine Wohnung tun, dachte Clara, und sie würde vielleicht bei dieser Gelegenheit auch Antworten auf ihre Hummel betreffenden Fragen bekommen. Unterwegs fragte sie ihn daher auch, ob er Sehprobleme habe.

Hugo Hummel, der indessen einen Großteil seiner physischen Stabilität wiedergewonnen hatte, reagierte abermals eigenartig. Er blieb kurz stehen, lachte auf und sagte: „Ich bin auf dem Wege zur völligen Blindheit ... Aber ich habe schon genug gesehen. Die Augen brauche ich nicht mehr.“

Auf diese Antwort war Clara, die sonst auf Überraschendes zunächst meist nur „aha“ sagte, nicht gefasst. Wie verhält man sich adäquat bei einer solchen Äußerung, war ihr nächster Gedanke. Keinesfalls sollte nun die Empfehlung eines guten Augenarztes folgen, auch wenn Clara sogar mehrere kannte; ein Ausdruck des Bedauerns passte nicht, denn Hugo Hummel schien ja geradezu auf das Fehlen des Augenlichts hinzuarbeiten. Als ironische Haltung mochte sie seine Aussage auch nicht werten, dazu passte der Ton nicht, in dem er sie getan hatte. Gar nichts zu erwidern fand sie auch nicht in Ordnung; endlich formulierte sie in der Hoffnung, ihn damit nicht zu verletzen: „Das ist interessant, wie Sie das sagen.“

„Interessiert Sie das wirklich, Frau Merz? Wenn dem so ist, bin ich bereit, alles vor Ihnen auszubreiten. Kommen Sie nur herein zu mir!“ Sie waren an Hummels Haustür angelangt; er fischte aus seiner Hosentasche den Schlüssel. Clara fühlte sich nun in ihren schlimmsten Befürchtungen bestätigt, was den für Hummel erforderlichen Zeitaufwand betraf, und wäre am liebsten auf der Schwelle umgekehrt, zumindest, um die zu erwartenden Ablaufvarianten zu analysieren, bevor sie sich auf ein so abseitiges Abenteuer einließ. Dass sie etwas Unvorhersehbares erwartete, davon war sie mittlerweile überzeugt und bereitete sich in ihrem Inneren auf den Besuch vor, wie sie sich auf eine riskante Operation oder auf den ersten Fallschirmsprung ihres Lebens vorbereiten würde. Dass sie innerhalb von wenigen Minuten in eine für sie nicht mehr zu überblickende Situation geraten war, alarmierte sie; gleichzeitig erwachte in ihr aber auch eine kribbelnde Neugierde.

Vom Eingang kam man in ein wenig auffälliges Vorzimmer, in dem bloß einige Bücher herumlagen, und

blickte schräg in die Küche hinein, in der eine gemütliche Sitzecke eingerichtet war. Es war enttäuschend banal, was Clara sah; es gab hier keinen Hinweis auf besondere Lebensumstände des Hugo Hummel. Er bat sie, sich zu setzen und einen Augenblick zu warten, bis er sich ein wenig restauriert hätte. Immerhin war das Blut auch auf den Anzug getropft. Sie legte Mappe und Poststücke auf den Tisch und sagte: „Wenn Sie mir sagen, wo Sie Verbandmaterial haben, kann ich Ihnen die Wunde versorgen.“ „Ich werde es herbeibringen“, antwortete Hummel, „aber ich bitte Sie, mir das Pflaster aufzukleben.“ Clara wies ihn auf die verschmutzte Jacke hin. „Das werde ich gleich beheben“, sagte er.

Clara sah sich in der Küche um. Das einzige Auffällige war ein Bild neben dem Fenster, möglicherweise die Reproduktion eines Gemäldes von Hieronymus Bosch oder eines anderen Malers des ausgehenden Mittelalters, das eine Art Apotheose darstellte: ein nackter Mensch, der auf den ersten Blick nicht klar als weiblich oder männlich erkennbar war und der in einen kreuzförmigen Lichtschein hinaufgezogen wurde. Aus dieser Aureole blickte ein schemenhaftes Gesicht, das nicht den üblichen Gottesbildern entsprach; es wirkte eher amüsiert oder sarkastisch. Am unteren Rand des Bildes trieben sich haufenweise Gestalten umher, wie sie auch im Triptychon „Garten der Lüste“ erschienen; die meisten waren freilich zum Unterschied von diesen bekleidet, wahrscheinlich im Zeitstil des fünfzehnten Jahrhunderts. Es hätte auch, so überlegte Clara, ein Bild eines Wiener Phantastischen Realisten sein können, aber sie konnte es keinem der Maler dieser Gruppe zuordnen.

Hugo Hummel erschien mit dem Verbandkasten; die Wunde war gewaschen, hatte zu bluten aufgehört und musste anscheinend auch nicht genäht werden; Clara behandelte sie mit einem Desinfektionsspray und klebte ein Pflaster darauf. Dabei bemerkte sie, dass das Blut von der Anzugjacke spurlos verschwunden war, was ihren Verdacht nährte, dass Hummel eine ganze Kollektion

gleicher scheußlicher Anzüge im Schrank hatte. „Haben Sie das Sakko auch gleich gereinigt?“, fragte sie ihn. „Nein, bloß umgezogen; es erstaunt Sie, dass es genauso aussieht wie das andere? Für die Welt da draußen reicht eine Art von Gewand.“ Wo bin ich da hineingeraten, dachte Clara. Auf irgendeine Weise nahm auch Hugo Hummel wahr, dass die Situation für sie unbehaglich zu werden drohte, und er schlug vor, einen Tee zuzubereiten.

Clara trank sonst nie Tee; aber sie war ihm dankbar für diese Rückkehr zur Gewöhnlichkeit und wollte außerdem für den Verletzten nicht zusätzliche Probleme schaffen, indem sie auf Kaffee bestand. Hugo Hummel vollführte nun eine Teezeremonie, wie sie jedem japanischen Teehaus zur Ehre gereicht hätte; sein Augenlicht schien wieder einigermaßen vorhanden zu sein. Er schaffte eine Vielzahl von Gefäßen unterschiedlichster Formen herbei und goss einige Male Wasser von einem Behältnis ins nächste; wo genau die Teeblätter mit dem Wasser in Berührung kamen, konnte Clara bei der raschen Abfolge der einzelnen Schritte gar nicht genau sehen; schließlich war der fertige Tee in einem länglichen Becher, auf den ein eher rundlicher gestülpt wurde, das Gebilde wurde kopfüber umgedreht, sodass die grünliche Flüssigkeit in den runden Behälter floss; den länglichen, so riet Hummel, solle sich Clara an die Augen und an die Nase halten, die Wirkung auf beide Organe sei äußerst heilsam.

Obwohl Clara in Anbetracht von Hugo Hummels Augenleiden ihre Zweifel hatte, tat sie dies und empfand bei der Inhalation des verbliebenen Teedampfes einen angenehmen Schwindel, als säße sie auf einem Boot, das auf den Wellen schaukelte; mit einiger Gewalt widerstand sie der Versuchung, die Augen zu schließen und sich in die plötzlich einstellende Schwerelosigkeit fallen zu lassen. Es dauerte nach ihrem Gefühl etliche Sekunden, bis sie in der Lage war, die sich sonderbar krümmenden Konturen des Küchenfensters wieder gerade zu biegen und das Brausen in ihrem Kopfe zurückzudämpfen.

„Was für ein Tee ist das?“, fragte sie Hummel, als sie wieder ihre Optik beherrschte. „Ein höchst seltenes Gewächs aus dem Norden von Bolivien“, antwortete er, „es entfaltet seine Wirkung vor allem in der Nase, weniger auf der Zunge; Sie werden das, was sie jetzt empfunden haben, beim Trinken nicht mehr spüren ... Nehmen Sie nur einen kleinen Schluck; wenn er ihnen nicht schmeckt, lassen Sie ihn ruhig stehen! Am Anfang hat jeder seine kleinen Probleme damit!“, lachte Hummel, der nun offenbar wieder völlig hergestellt war. Claras Neugier überwand ihre Vorsicht; im Bewusstsein, sich nun endgültig auf unsicheres Terrain zu begeben, nippte sie an der Flüssigkeit und schluckte ein paar Tropfen; sofort stellt sich ein phantastisches Gefühl in Mund und Rachen ein, als ob sich dort ein leuchtender Regenbogen ausbreitete. Sie hatte schon von Verbindungen mehrerer Sinnesbereiche gehört, es fiel ihr das Wort „Synästhesie“ dazu ein; meist waren es aber akustische und optische Reize, die sich in eins zusammensetzten. Eine Symphonie von Licht und Geschmack, wie sie sie nun empfand, war ihr bisher unbekannt gewesen. „Ich erlebe eine Symphonie im Mund!“, sagte sie zu Hummel, der sie anlächelte. Sie nahm noch einen Schluck von dem sonderbaren Gebräu; nun aber fiel das Erlebnis in sich zusammen, und es blieb nur das allerdings etwas ungewöhnliche Teearoma zurück. Hummels Lächeln schien sich zu verzerren und ähnelte nun eher einem Grinsen; wie das Gesicht auf dem Bild; es schauderte sie ein wenig, und sie stellte die Tasse auf den Tisch.

Die folgende Frage sollte nun nicht mehr wie die bisherigen eine Antwort mit apokalyptischen Aspekten provozieren: „Was für einen Beruf haben Sie, Herr Hummel?“ „Ich bin Beamter der Nationalbibliothek, in der Abteilung Porträtsammlung, Bildarchiv und Fideikommissbibliothek.“ Was eine Fideikommissbibliothek sein könnte, war Clara völlig unklar, aber sie war sicher, dass sie es früher oder später erfahren würde; ein unverdächtiger Beruf war es offenbar. „Brauchen Sie dort Ihre Augen nicht?“ Das war

etwas, was sie momentan wesentlich mehr beschäftigte. „Ich stehe kurz vor dem Übertritt in den Ruhestand und komme nur noch selten ins Amt“, erklärte er, „mein Leben wird sich hier in meiner Wohnung abspielen.“ „Und das geht auch ohne etwas zu sehen?“ „Zum Sehen braucht man nicht immer Augen“, antwortete Hummel und geriet damit wieder auf ein Gebiet, das Clara fremd war; sie hatte zu ihrer Umwelt eine sehr vom Verstand dominierte Beziehung und brauchte in ihrer Sicht der Dinge weder Religion noch sonst Übersinnliches.

Für sie war es klar, dass sie weder vor ihrer Geburt existiert hatte noch nach ihrem Tod existieren würde und fand es immer erstaunlich, dass sich die Mehrzahl der Menschen mit diesem Umstand nicht abfinden konnte und krampfhaft nach Konstruktionen suchte, die eine Verbindung zu einem Sein und einer Individualität jenseits des irdischen Lebens als möglich, ja oft sogar als zwingend gegeben erscheinen ließen. Ihre Welt war hier und jetzt und sie hatte auch keinen Bedarf an Hellseherei, Parapsychologie und anderem Hokuspokus.

Im Augenblick hatte sie genug von Hugo Hummel und wollte weiteren Exkursionen ins Übernatürliche entgehen. Mit dem dumpfen Gefühl, dass sie lange nicht mehr aus dieser Wohnung käme, wenn sie nicht gleich ginge, schützte sie einen Termin vor und wünschte Herrn Hummel für die Genesung alles Gute; eventuell sollte er doch einmal einen Arzt aufsuchen, meinte sie, und sie anrufen, wenn er etwas brauche. „Es ist schade, dass Sie schon gehen müssen“, antwortete Hummel, „es muss noch so viel gesagt werden. Ein Telefon gibt es in diesem Haushalt nicht; aber ich finde Wege, Sie zu verständigen, wenn es an der Zeit ist.“

Auch diese Formulierung empfand Clara als ungewöhnlich, ja, als unangenehm; sie hatte den Eindruck, sich in einem Netz zu verfangen, das Hugo Hummel um sie knotete. Dass er wirklich fast blind war, schien ihr mittlerweile wieder sehr unwahrscheinlich zu sein. Vor

seiner Haustür war ihr, als sei sie durch eine Bewusstseins-
schleuse wieder zurück in ihre gewohnte Umgebung
gekommen, und schüttelte den Kopf, als wollte sie das
eben Erlebte abwerfen. Sie schaute in ihre Papiere und fand
den schwedischen Brief nicht; er musste ihr in Hummels
Wohnung heruntergefallen sein. Zu dumm, dachte sie,
jetzt muss ich da nochmals hinein; aber bei Hummel
wollte sie den Brief doch nicht lassen. Als sie sich um-
wandte, um die Klingel zu betätigen, öffnete er fast gleich-
zeitig die Tür und hielt den Brief in der Hand: „Sie sind
noch da, Frau Merz, sehr gut! Das haben Sie hier auf dem
Tisch liegen gelassen!“ Er gab ihr den Umschlag; Clara
war sicher, dass auf dem Tisch nichts mehr gelegen war,
als sie davon aufgestanden war, aber es lohnte sich nicht,
nun darüber nachzudenken; sie bedankte und verabschie-
dete sich. Hummel schloss die Tür.

Eilends verließ sie das Haus; sie sah nicht mehr, wie
Hugo Hummel seinen unsäglichen Anzug ablegte und
sich mit einem losen Kaftan bekleidete, in seine private
Bibliothek hinüberging, die aus mehreren Tausend
Büchern bestand, sich an den Schreibtisch setzte und einen
Folianten aufschlug, in dem zahlreiche eng beschriebene
Blätter gesammelt waren. Auf einem dieser Blätter ver-
merkte er: „Incipit circulus!“

Mein Dank gilt allen Freunden und Unterstützern
dieses Buchprojekts, ganz besonders den folgenden:

Gerhard Auinger
Gunnar Bernhard
Rainer Bernhard
Elisabeth Grimling
Helmut Grimling
Renate Lehmann
Richard Pils
Birgitta Prejborn
Gerhard Rehbichler
Ingeborg Ritzinger
Axel Ruoff
Brigitta Schmid
Gertraut Schulz
Wilfried Slama
Heribert Witte

Klosterneuburg, November 2017

Mag. Walter BERNHARD, geboren 1943 in Wien

Lehramtsstudium Germanistik und Anglistik

Als Lehrer tätig von 1970–1988

1975–2002 im Bundesministerium für Unterricht,
Sektion Berufsbildung

Ab 1988 Leiter der Abteilung für humanberufliche Schulen
(Lehranstalten für Tourismus, für Mode, für wirtschaftliche
Berufe und Sozialberufe)

Ab 1990 stellvertretender Leiter der Sektion Berufsbildung

Zahlreiche Reisen in Europa und allen anderen Erdteilen;

Besonderes Interesse für Literatur, Sprachen und sprachliche
Zusammenhänge

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien